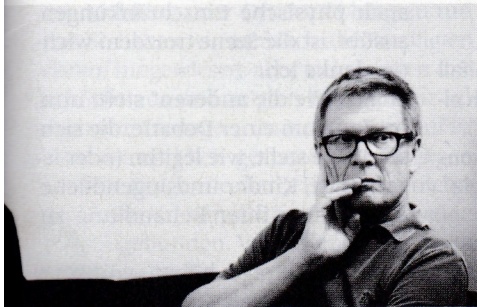




VON STEFAN GRISSEMANN
FOTOS: PHILIPP HORAK

„Nicht verbergen, sondern zeigen!“

Szenen aus der Kinderpsychiatrie: Der Dokumentarfilm „Wie die anderen“



sorgt für Erregung. Regisseur Constantin Wulff und Psychiater Paulus Hochgatterer nehmen nun erstmals ausführlich dazu Stellung.

Das Projekt ist gewagt. Ein Dokumentarfilm, der Einblicke in die therapeutischen Prozesse gewährt, die in der – seit 2007 von Paulus Hochgatterer geleiteten – Kinder- und Jugendpsychiatrie am Tullner Universitätsklinikum ablaufen, das klingt abwegig, kaum machbar. Nun kommt mit „Wie die anderen“ ein solcher Film in die Kinos – und glücklicherweise ist es einer geworden, der in aller Ruhe und Demut, ohne jeden Sensationalismus arbeitet. Es gibt keine Interviews und keine Kommentare, keine falsche Poetisierung und keine anonymen Protagonisten – keine manipulierten Stimmen, kein Auspikeln von Gesichtern. Einfach hinsehen und hinhören. Mut zur Wirklichkeit.

Dennoch ortete Florian Klenk im „Falter“ vor einigen Wochen in diesem Film „Voyeurismus“, sogar einen „Tabubruch“, zitierte dazu zwei Jugendpsychiater, die gegen die Aufhebung der ärztlichen Schweigepflicht unter allen Umständen argumentierten. Aber kann ein derart differenzierter Dokumentarfilm die Menschen, die er zeigt, gefährden? Muss man bei jedem Bild, das man von Minderjährigen macht, mitbedenken, dass es in sozialen Medien in Umlauf geraten könnte? Tatsächlich könnte man einen Film wie diesen bereits heute nicht mehr drehen: Laut aktueller Rechtslage sind Eltern und Ärzte inzwischen gezwungen, auch jenen Jugendlichen, die an einem solchen Projekt gerne teilnehmen, ihr Einverständnis zu verweigern.

Regisseur Constantin Wulff sieht in „Wie die anderen“ einen Akt gegen die Stigmatisierung, die in verdunkelten Patientenidentitäten zum Tragen kommt. Tatsächlich nimmt sein Film aber das Sprechen mindestens so wichtig wie das Zeigen. „Wie die anderen“ wurde nicht geschaffen, um Tabus zu brechen, sondern um diese zu debattieren und zu deaktivieren – Plädoyer für eine Welt, in der man gegebenenfalls dazu stehen könnte, im Krankheitsfall in einer psychiatrischen Einrichtung zeitweilig Hilfe zu finden.

profil: Haben Sie als Primar gezögert, ehe Sie dem Ansinnen, einen Film in Ihrer Institution zu drehen, zustimmten?

Hochgatterer: Natürlich – und ich habe zunächst einmal mit sehr vielen Leuten innerhalb der Abteilung und des Krankenhauses gesprochen. Zudem ist es für einen Arzt ja nicht vorgesehen, Protagonist in einem Dokumentarfilm zu werden. Ich

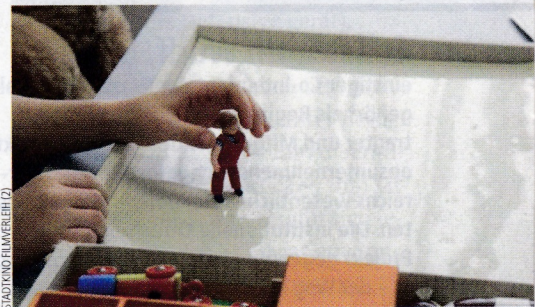
habe also tatsächlich lange überlegt, ehe ich zu dem Schluss kam, dass ich mir einen solchen Film vorstellen konnte.

profil: Was hat Sie schließlich dazu bewogen, grünes Licht zu geben?

Hochgatterer: Drei Dinge: die – bei aller verständlichen Skepsis – überraschend klare Zustimmung meines Teams und Umfelds; das Konzept des Filmemachers, der ja bereits mit einem anderen Institutionenporträt, mit dem Film „In die Welt“ gezeigt hatte, dass er sehr genau und sensibel höchst intime Abläufe darzustellen verstand; das dritte Argument war der politische Anspruch, den ich an mich und meine Arbeit stelle. Gerade in einer Zeit, in der die hochproblematische Geschichte der Kinder- und Jugendpsychiatrie in Österreich nach Jahrzehnten endlich artikuliert wird, erschien mir ein Vorhaben, das die Dinge nicht verbergen, sondern zeigen will, sehr überzeugend.

profil: Ging es auch darum, mit diesem Film öffentliches Bewusstsein zu schaffen für die belastenden Bedingungen, unter denen bei Ihnen gearbeitet werden muss, da es überall merklich an Geld, Betten und Fachärzten fehlt?

Hochgatterer: Zunächst wollte ich einfach nur, dass eine Kinder- und Jugendpsychiatrie etwas ist, auf das man, auch im Sinne der Patienten, ganz entspannt schau-



en kann. Denn die Tatsache, dass jugendliche psychiatrisch behandelt werden, gilt nach wie vor als problematisch. Es gibt immer noch viele Familien, die sich unglaublich schämen dafür, dass ihr Kind in der Psychiatrie Hilfe suchen muss. Die Beseitigung dieses Stigmas war und ist mein Anspruch – und ein Argument für meine Zusage.

Noch vor fünf Jahren galt die budgetäre und personelle Situation der hiesigen Kinder- und Jugendpsychiatrie als „verheerend“. Dies habe sich seither deutlich gebessert, stellt Hochgatterer fest, der – als jemand, der weiter um Strukturver-

Die Herren hinter „Wie die anderen“: Constantin Wulff (in Schwarz) und Paulus Hochgatterer. Kleine Fotos oben und rechts: Kindertherapieszenen aus Wulffs Dokumentarfilm

besserungen kämpfe – natürlich dennoch „nie zufrieden“ ist, denn Österreich liege in der kinder- und jugendpsychiatrischen Versorgung weiterhin hinter Deutschland und der Schweiz – „insofern sind die Veränderungen nicht deutlich genug“. Manche Bundesländer seien immer noch eklatant unterversorgt. Es bräuchte in Österreich etwa 800 stationäre oder tagesklinische Plätze; davon steht gegenwärtig nur die Hälfte zur Verfügung. Die Wartezeiten allein an Hochgatterers Klinik reichen bis zu drei Monaten.

Wulff: Aufwendig war natürlich, das künstlerische Konzept in diesem Riesensystem allen Beteiligten immer wieder zu erklären: dass es uns gerade nicht um Skandalisierung ging, sondern um Alltagsdarstellung und den Bruch mit Vorurteilen. Wir gingen nicht einfach mit der Kamera rein und filmten wild drauflos,

sondern wir entwickelten diesen Film über drei Jahre, drehten allein anderthalb Jahre. Und wir verständigten uns sehr genau darauf, welche Dinge wir zeigen wollten, welche Themen öffentlich debattiert werden sollten.

profil: Es gab Personalmitglieder, die nicht gefilmt werden wollten. Ein Problem?

Wulff: Nein, denn es war wichtig, dass jeder Mensch, der dort arbeitete, auch Nein sagen konnte. Daran hielten wir uns hundertprozentig. Deshalb war das Vertrauen zu uns so groß.

profil: Wenn Paulus Hochgatterer gebeten hätte, eine bestimmte Szene nachträglich zu entfernen – hätten Sie es getan?

Wulff: Der große Fred Wiseman lehrt uns, dass man einen solchen Film nur in Angriff nimmt, wenn man die Letztentscheidung über seine Gestaltung hat. Es darf da keine subjektiven Interventionsmöglichkeiten geben. Es war entscheidend, künst-

Wulff: Natürlich. Die Verabredung war: Sollten sich ethisch, juristisch oder medizinisch heikle Szenen in meinem Film finden, Aufnahmen, die das Krankenhaus nicht mittragen kann, wird darüber geredet.

Hochgatterer: Mir wurde irgendwann klar, dass mir dieser Film über meine Arbeit auch etwas erzählen würde, das ich davor nicht gesehen hatte: welche psychischen Kompensationsleistungen man in diesem Job täglich erbringt. Das zeigt der Film so unverblümt, dass manche von uns durchaus erschrocken sind. Und es gibt da eine Szene, in der eine sich selbst gefährdende Patientin an ihr Bett fixiert werden muss. Rein statistisch ist diese Szene für unsere Arbeit keineswegs repräsentativ; an unserer Abteilung wird kaum je zwangsbehandelt oder fixiert. Da die Kinder- und Jugendpsychiatrie ein Fach ist, das unter ganz bestimmten Bedingungen auch physische Einschränkungen ausübt, ist die Szene trotzdem wichtig, denke ich.

profil: „Wie die anderen“ steht nun im Zentrum einer Debatte, die sich der Frage stellt, wie legitim (oder legal) es ist, Kinder und Jugendliche im Rahmen ihrer Behandlung zu zeigen.

Wulff: Die Frage haben wir sehr ernst genommen. Aber wir finden, es muss möglich sein, die Menschen

und Vorgänge in einer öffentlich finanzierten Institution zu zeigen.

Hochgatterer: Die Frage sollte nicht nur sein, ob man diese Menschen zeigen darf, sondern vor allem auch, was man tun kann, um ihnen ein seriöses Forum zu geben. Sie zeigen sich – in einem sehr persönlichen Kontext, aber genau das wollten sie eben. Das ist ungeheuer mutig,



Paulus Hochgatterer, 54,

ist nicht nur Psychiater, der unter anderem im Kriminalfall Fritzl die traumatisierten Opfer betreute, sondern auch einer der prononciertesten Schriftsteller dieses Landes. Kunst und Nervenheilkunde denkt er in seiner Arbeit konsequent ineinander. Für Romane wie „Über die Chirurgie“ (1993), „Die Süße des Lebens“ (2006) und zuletzt „Das Matratzenhaus“ (2010) griff Hochgatterer auf seine Berufserfahrung zurück, um von jugendlichem Seelenleben und Psychopathologie zu erzählen.

Constantin Wulff, 53,

einstiger Co-Intendant der Grazer Diagonale, gehört als Regisseur, Publizist, Lehrbeauftragter und Mitgründer des Wiener Produktionsunternehmens Navigator Film zu Österreichs wesentlichen Dokumentarfilmaktivisten. Die institutionelle Offenheit diesem Projekt gegenüber habe ihn überrascht, sagt er – der Weg sei dennoch steinig gewesen.

lerische Freiheit zu haben, um nicht zum Werbefilmer zu werden. Denn Institutionen neigen dazu, nur beschönigte Bilder von sich selbst herauszugeben. Und es war von Beginn an klar, dass unser Film der Sache dienen, aber nicht beschönigen sollte.

profil: Wenn eine Szene aus therapeutischen Gründen problematisch erschienen wäre, hätte es Kürzungen gegeben?

profil

IM RADIO

Menschen – Themen – Meinungen.

Montagmittag live auf Radio Wien:
profil im Radio mit einem spannenden Thema.



Kein falsches Spektakel

Constantin Wulffs umstrittenes Institutionenporträt „Wie die anderen“ ist ethisch so untadelig wie ästhetisch umsichtig.

und der Film gibt uns auch den Raum, diesen Mut zu bewundern.

profil: Welche Motive haben die Jugendlichen und ihre Eltern, sich in diesem Film darzustellen?

Hochgatterer: Manche Eltern wollen öffentliches Bewusstsein für psychische Probleme und deren Behandlungsmöglichkeiten schaffen.

Wulff: Andere haben abgelehnt, aber oft bedauernd, weil sie den Mut, sich zu exponieren, eben nicht aufbringen konnten. Die Erfahrung der Dreharbeiten war für alle Kinder und Jugendlichen, die daran teilnahmen, sehr positiv. Die Angst vor möglichem Bildmissbrauch plagt sie nicht, denn sie stehen zu ihren Problemen.

profil: Die Debatte zur Tabuisierung dokumentarischer Filmbilder scheint sich gerade neu zu entwickeln.

Hochgatterer: Die Kinder- und Jugendpsychiatrie ist ein Bereich, der mit dem Thema Mobbing oder Cybermobbing zu tun hat. So haben wir natürlich alle Beteiligten darauf hingewiesen, aber viele lachten uns schlicht aus und zeigten uns, was an Bildern von Teenagern im Netz im Umlauf ist – das ist wirklich gespenstisch. Dagegen sind die Dinge, die dieser Film zeigt, nichts.

profil: Sie sind an die ärztliche Schweigepflicht gebunden. Verstoßen Sie dagegen nicht, wenn Sie Ihre Klientel in einem Film auftreten lassen?

Hochgatterer: Nicht, wenn mich die Betroffenen von meiner Schweigepflicht entbinden – also sowohl die Jugendlichen selbst als auch deren gesetzliche Vertreter.

profil: Aber können Kinder unter 14, selbst wenn die Eltern zustimmen, ihre Risiken überhaupt abschätzen?

Hochgatterer: Manche Kinder können das, manche nicht. Auch die Rechtsprechung ist zu dieser Frage ja ständiger Veränderung und Nuancierung unterworfen.

Wulff: Wir haben auf Basis der Gesetzeslage gearbeitet, nach der die gesetzlichen Vertreter unmündiger Kinder darüber entscheiden dürfen, ob diese in einem Film vorkommen können.

Hochgatterer: Man kann einen solchen Film auch nur drehen, wenn man darauf vertraut, dass die eigene Rechtsberatung einen bestens berät. Und das haben alle getan.

Wulff: Ich halte die Anonymisierung im Dokumentarfilm für eine doppelte Stigmatisierung. Die Verpixelung von Gesichtern wäre in diesem Fall nichts anderes als eine Affirmation des Stigmas, das man beseitigen möchte. ■



Nahaufnahmen aus dem Inneren der Kinder- und Jugendpsychiatrie am Universitätsklinikum Tulln: Bewusst episodisch angelegt, gibt dieser Film Fragmente von Fallstudien wieder, nur Anrisse, Andeutungen jener beunruhigenden, bewegenden und schmerzlichen Geschichten, die sich hier tagtäglich ereignen. Der therapeutische Prozess, die Interaktion zwischen Patienten und Personal, die spielerisch-kreative Auseinandersetzung mit den Jugendlichen bilden neben den innerbetrieblichen Diskussionen und Konflikten die erzählerischen Hauptlinien.

„Wie die anderen“ (ab 11. September in Österreichs Kinos zu sehen) ist ein ausdrücklich reflexiver Film, der die verschiedenen Schichten und Aspekte der psychiatrischen Arbeit veranschaulicht. Zwei Patientinnen, die eine narzisstisch und rhetorisch geschickt, die andere tief in sich zurückgezogen, werden unmerklich zu Protagonistinnen. Und durchaus gespenstisch muten viele der Berichte (und Bilder) von Selbsthass und Depression, von Autoaggression und Blutverlust an – Szenen einer beruflichen Realität, in der nichts Routine ist und der Ausnahmezustand als Regelfall gilt. Besonnen protokolliert Regisseur Constantin Wulff, mithilfe der agilen, nie nervösen Kameraarbeit Johannes Hammels, die Abläufe im Haus, die Therapie- und Supervisionsgespräche, die Nachtdienste und die Medikationsverwaltung, weist nebenbei auch auf die fließenden Grenzen zwischen Verhaltensauffälligkeit und psychischer Erkrankung hin.

Die Gewalt ist in diesem äußerlich so beherrschten Film stets präsent, scheint unter seinen ruhigen Oberflächen umso deutlicher zu brodeln: wenn ein hinter der Tür und im Off unflätig tobender Jugendlicher zur Raison gebracht werden muss oder die mit Schnittnarben von oben bis unten be-

deckten Arme eines Mädchens entblößt werden. Es geht, immer wieder, um Suizidgefahr und sexuellen Missbrauch, um desolate Familien, Alkoholismus und Essstörung: Nichts Menschliches ist hier noch fremd. Es spricht für die offene Atmosphäre, in der dieser Film entstand, dass es nun sogar eine Szene gibt, die von der Erschöpfung der Belegschaft, von Fachärztemangel und drohenden Leistungseinbußen zeugt – im Rahmen einer heftig geführten internen Konfrontation, in der Paulus Hochgatterer, Leiter der jugendpsychiatrischen Ambulanz, gegen den nur mühsam unterdrückten Zorn seines überforderten Ärzteteams anzutreten hat (und dabei durchaus in die Defensive gerät).

Wulff folgt den Vorgaben des Direct Cinema, inszeniert sachlich und unaufdringlich, ohne Musik, Interviews, Inserts und Off-Kommentar zu bemühen, ohne Erklärungschrücken und falsches Spektakel. Daraus ergibt sich jedoch kein „sprödes“ oder gar entsinnlichtes Filmerlebnis, sondern – im Gegenteil – eine hochkonzentrierte, dem Sujet verpflichtete, gewissermaßen „elementar“ spannende Darstellungsweise. Das Ereignis sind schlicht die Dinge, die vor (oder neben) der Kamera geschehen, die Debatten, die geführt werden, und die sanften narrativen Bögen, die sich aus der Ordnung dieser Bilder, Klänge und Worte ergeben; sie müssen nicht erst zu künstlichen Sehenswürdigkeiten stilisiert werden, sie reißen mit und wühlen auf, gerade weil sie den Alltag, aus dem sie kommen, nicht leugnen, weil sie nicht manipulativ gesetzt sind. ST. GR.